

Peter Schwindt

FIMSTERBROOK

Vier Freunde und ein Höllenhund



| SAUERLÄNDER

Peter Schwindt

**Finsterbrook - Vier Freunde
und ein Höllenhund**

❀ | E-BOOKS

Biografie

Über Peter Schwindt und Alexander von Knorre

Peter Schwindt: Der 1964 geborene deutsche Autor hat in Berlin und Bonn Germanistik, Komparatistik und Theaterwissenschaften studiert und anschließend als Redakteur und Lektor gearbeitet, bevor er schließlich Game Designer wurde. Seit 1997 arbeitet der Schriftsteller freiberuflich und verfasst neben Romanen und Radiohörspielen auch Drehbücher. Peter Schwindt lebt und arbeitet in der Nähe von Frankfurt am Main.

Alexander von Knorre: Alexander von Knorre ist seit 2010 Diplomdesigner, freischaffender Illustrator und Comiczeichner. Er lebt mit seiner Familie in Weimar und arbeitet für zahlreiche Kinderbuchverlage in Deutschland. Außerdem ist er am Projekt ILLUMAT - Der Illustrationsautomat beteiligt.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm
der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

© 2021 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung und Coverabbildung: Alexander von Knorre

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-7336-0437-0

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Kapitel 1 Der Mann mit der Ledertasche

Kapitel 2 Die Flucht

Kapitel 3 Dustersiel

Kapitel 4 Die Überfahrt

Kapitel 5 Der Schwarze Storch

Kapitel 6 Grusilla die Schreckliche

Kapitel 7 Die Villa Seelenfrieden

Kapitel 8 Die Mine

Kapitel 9 Vier Herzen im Viervierteltakt

Kapitel 10 Die Prüfungen

Kapitel 11 Der Schatz

Kapitel 12 Die ewige Bibliothek

Kapitel 13 Reif für die Insel

Schlager

Kapitel 1

Der Mann mit der Ledertasche

»Manchmal«, sagt Papa heute noch, »reicht ein Blick in den Briefkasten, um sich den Tag zu versauen.«

Meistens war der zerbeulte und angeschrammte Blechkasten leer, wenn ich aus der Schule kam. Oder es lag im besten Fall der Flyer einer Pizzeria oder eines Nagelstudios drin. Dann wieder, das waren die halbversauten Tage, gab es eine Rechnung. Oder eine Mahnung. Das wusste man aber erst, wenn der Brief geöffnet wurde, womit sich Papa meistens Zeit ließ. Richtig versaut waren die Tage, wenn die Kuverts grau waren. Oder – absolut versaut – senfgelb.

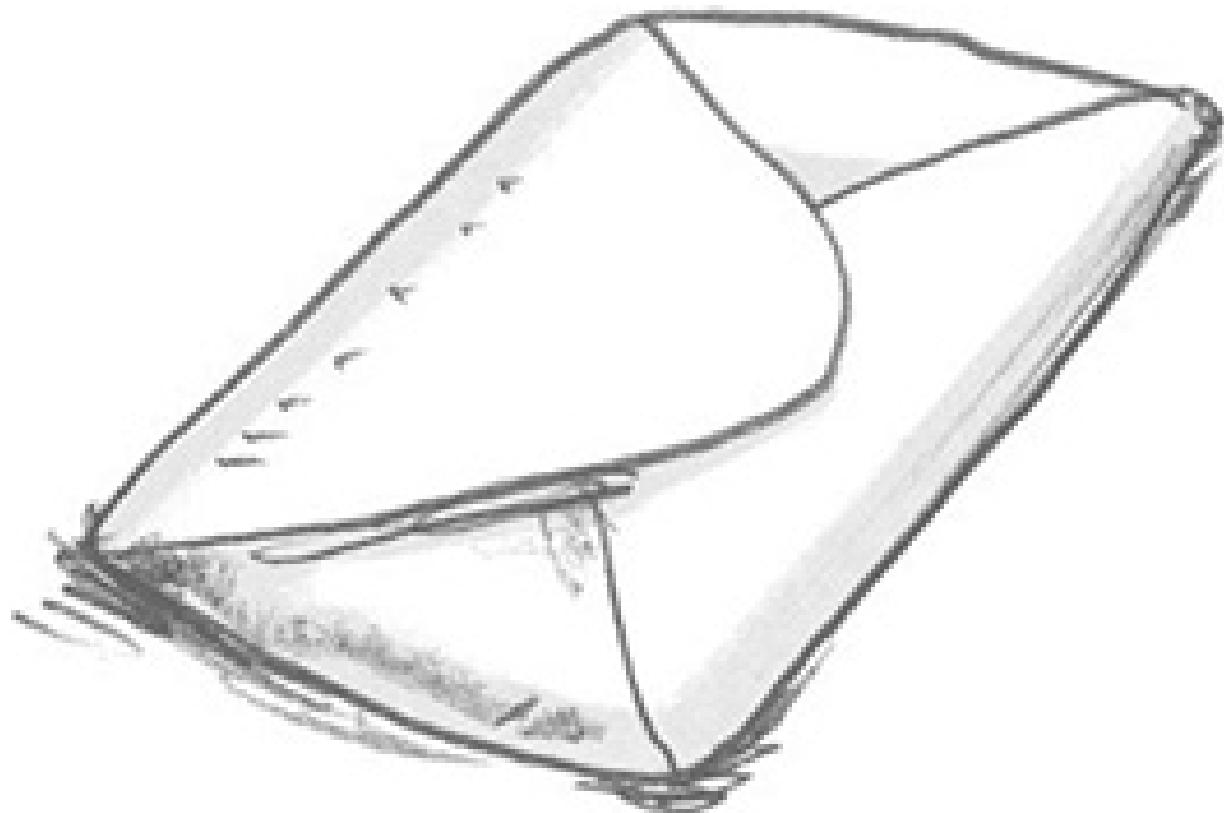
Papa hasste versauter Tage. »Du bist jung, du bist stark, du bist *resilient*«, hatte er gesagt, als er den kleinen Briefkastenschlüssel an meinen Bund drehte. »Du schaffst das.«

Ich wusste nicht, was er mit *resilient* meinte, war aber misstrauisch, als das Wort fiel. *Resilient* klang nach einer gefährlichen Krankheit, an der man starb, wenn sie nicht anständig behandelt wurde. Oder wenn sie zu spät erkannt wurde.

»*Resilienz*«, so hieß es im Internet, »ist die Fähigkeit, Krisen zu bewältigen und sie durch Rückgriff auf persönliche und sozial

vermittelte Ressourcen als Anlass für Entwicklungen zu nutzen.«

Krisen bewältigen klang nicht schlecht. Also gab ich meinem Vater den Schlüssel nicht zurück, sondern leerte von da an Tag für den Tag den Briefkasten und legte ihm die Post neben den Toaster auf den Küchentisch. Dort würde er sie in jedem Fall sehen, wenn er gegen Mittag aufwachte und sich zu einem späten Frühstück einen Kaffee machte, der so stark war, dass der Löffel förmlich drin stehen blieb.



Papa war früher mal ein Punk gewesen. Keiner von denen, die mit einem Kasten Bier vor der Post die Zeit totschlagen, wie er immer wieder betonte. Er hatte Anspruch! Als Jugendlicher hatte er Scheppergitarre in einer Band gespielt, die sich *Goofy*

und die Strobolichter nannte. Goofy, das war er, Justus Aufdermauer. Den Spitznamen hatte er heute noch weg, obwohl er ihn nicht mehr so toll fand. Goofy ist der treue beste Freund von Micky Maus. Das wusste ich, weil ich Papas alte Comics gelesen hatte, auf denen noch D-Mark-Preise stehen.

Also, ich konnte verstehen, warum Papa mit dem Namen auf Kriegsfuß stand. Goofy ist nämlich englisch und heißt so viel wie *albern und tollpatschig*, und das war Papa eigentlich gar nicht. Er war eher traurig und müde, weil er mindestens so häufig an Mama dachte wie ich. Aber da ich ja resilient war, kam ich damit wohl besser zurecht als er.

Ab und zu bekamen wir unangemeldeten Besuch von ernsten Männern und Frauen, die wissen wollten, ob Papa in der letzten Zeit Geld verdient hatte.

Deshalb hängte er die Scheppergitarre irgendwann an den Nagel und verlegte sich aufs Handwerken. Da verdiente er auch nicht mehr, aber DAS konnte er wirklich! Er war keine musikalische Niete. Wenn er in »angerührter Stimmung« war, wie er es nannte, kramte er alte Kassetten hervor, und wir hörten seine Punkmusik. Nicht, weil er so atemberaubend Gitarre spielte, sondern weil Mama sang.

Eigentlich kannte ich nur ihre Stimme, und die war hell und klar und sehr lebendig. Papa kannte mehr von ihr. Er wusste, wie sie sich anfühlte und wie sie roch, und darum beneidete ich ihn. Wenn wir Mama singen hörten, weinten wir immer ein bisschen, und das fühlte sich erstaunlicherweise gut an. Papa

schämte sich dann, aber in diesen Momenten betete ich ganz still, er möge niemals so husten, wie Mama es getan hatte.

Als es an diesem Tag klingelte – es war der erste Montag der Sommerferien, und ich lag noch im Bett –, klang die Klingel ein wenig anders. Das fiel mir sofort auf. Nicht so schrill. Eher wie ein Glöckchen, das die Erwachsenen läuten, wenn die Bescherung unterm Tannenbaum ansteht. Ich weiß, das hört sich ziemlich bescheuert an. Weihnachten im Sommer, lachhaft! Aber ich wusste, vor der Tür stand kein Gerichtsvollzieher und niemand vom Jobcenter.

Es war ein kleiner knubbeliger Mann mit dicken Brillengläsern und einer abgewetzten Ledertasche, aus der tatsächlich eine Thermoskanne herausschaute. Er trug unter seinem grau karierten Jackett einen grünen Rollkragenpullover, der nach verkleckertem Frühstück aussah.

Der Mann seufzte erleichtert, als ich die Tür öffnete.

»Nur zur Sicherheit: Wohnt hier die Familie Aufdermauer?«

Ich nickte vorsichtig.

Der Mann streckte mir seine Hand entgegen. »Mein Name ist Dingeldein. Ich bin Anwalt. Und ich bin nicht gekommen, um irgendwelche Schulden einzutreiben«, sagte er. »Ganz im Gegenteil!«

Ich traute dem Braten nicht. »Was heißt das: ganz im Gegenteil?«

»Ich kann Ihnen alles erklären, aber das würde ich ungern im Treppenhaus machen«, sagte Herr Dingeldein.

Er siezte mich! Dabei war ich erst zwölf. Das verwirrte mich so sehr, dass ich tatsächlich einen Schritt zur Seite trat und den Anwalt hereinließ.

»Was ist denn los?«, brummte mein Vater, der auf einmal verschlafen in der Küche stand und sich die Augen rieb. Es störte ihn nicht, dass er unter seinem ausgeleierten T-Shirt von den *Dead Kennedys* nur ein knappes Höschen trug. Als er Herrn Dingeldein sah, ließ er die Schultern sacken.





»Ich geh wieder ins Bett. Nacht.«

»Herr Aufdermauer?«

»Nein.«

»Herr Justus Aufdermauer?«

»Nein!«

»Großneffe von Käthe Aufdermauer?«

Jetzt hielt Papa inne und drehte sich langsam um.

»Ich muss Ihnen leider die traurige Nachricht übermitteln, dass ihre Großtante vor einem halben Jahr verstorben ist.«

»Vor einem halben Jahr?« Ich konnte es nicht glauben. Was für ein Anwalt war das, der sechs Monate brauchte, um Hinterbliebenen die Nachricht vom Ableben einer Großtante zu übermitteln?

Herr Dingeldein ignorierte die Frage. »Darf ich mich setzen?«

Papa zeigte auf den stabilsten Stuhl am Küchentisch.

»Kaffee?«

»Das wäre reizend.« Der Anwalt strahlte und öffnete seine Ledertasche, um einen schmalen Ordner auf den Tisch zu legen.

Papa schaute mich mit einem Blick an, der fragte, wer dieser komische Vogel war.

Ich konnte nur mit den Schultern zucken. »Milch? Zucker?«, fragte ich.

»Ich trinke meinen Kaffee gern schwarz«, sagte Dingeldein vergnügt.

Papa goss heißes Wasser in die French Press und stellte die Kanne auf den Tisch. Ich holte drei Tassen aus dem Schrank.

»Wer ist Großtante Käthe?«, fragte ich.

»Ganz ehrlich?«, sagte Justus und setzte sich. »Ich habe keine Ahnung. Also, ich weiß zwar, dass es sie gab und sie irgendwo oben im Norden wohnte. Aber sie ist im wahrsten Sinne des Wortes eine entfernte Verwandte gewesen, mehr nicht.« Er schenkte Dingeldein etwas Kaffee ein. »Hab ich was geerbt?«

So ist Papa. Immer geradeheraus, ohne Rücksicht auf Verluste. Er füllte jetzt meine Tasse und stellte dann missmutig fest, dass der Rest in der Kanne nicht mehr für ihn ausreichte. Er stand auf, um sie auszuspülen und neu zu befüllen.

»Ja«, sagte Herr Dingeldein und sah uns über den Rand seiner Tasse an, »das haben Sie.«

»Wie viel?«, fragte Justus, dessen Interesse plötzlich geweckt war.

»Papa!«, rief ich entrüstet.

»Käthe Aufdermauer war die alleinige Eigentümerin eines Hotels auf einer kleinen Insel namens Finsterbrook.«

Ich riss die Augen auf. »Und das hat sie meinem Vater hinterlassen?«

»Direkt hinterlassen nun nicht. Sagen wir mal, er ist der Erste in der Erbfolge. Gefolgt von Ihnen.« Er zeigte auf mich.

Justus kratzte sich die haarige Pobacke, während der Wasserkocher geräuschvoll heiß lief.

»Kann man es verkaufen? Wie viel ist es wert?«

»Ich weiß nicht, wie viel es wert ist«, sagte Herr Dingeldein.

»Aber die Frage stellt sich auch nicht.«

»Warum?«

»Weil Sie das Erbe nur antreten dürfen, wenn diese touristische Gewerbeimmobilie in Ihrem Besitz bleibt.«

»Dann will ich den Schuppen nicht«, sagte er kopfschüttelnd.

»Papa!«, entfuhr es mir wieder.

»Wer will denn so was haben?«, sagte er komplett uninteressiert. »Das Hotel ist außerdem bestimmt in einem katastrophalen Zustand. Oder täusche ich mich?«

Herr Dingeldein zuckte gut gelaunt mit den Schultern. »Nein. Da müsste einiges dran getan werden.«

»Na also«, sagte Justus und löffelte Kaffeepulver in die ausgespülte Kanne. »Danke, aber nein danke.«

»Ich nehm es«, sagte ich. Adrian Aufdermauer, zwölf Jahre alt und Besitzer einer touristischen Gewerbeimmobilie, wie Dingeldein es nannte. Das hatte was. Das klang nach einer gesicherten Karriere im Hotel- und Gaststättengewerbe. »Hat es Meerblick?«

»Er hat doch gesagt, dass Finsterbrook eine Insel ist. Da hat das Hotel bestimmt auch Meerblick«, sagte Papa.

»Was nun?«, fragte ich den Anwalt. »Hat es, oder hat es nicht?«

»Es hat.«

»Ich nehme es!«, wiederholte ich mich.

»Nein, wirst du nicht«, sagte Papa.

»Doch!«

»Nein!« Er wurde langsam ungeduldig. »Du bist noch keine achtzehn. Und ich binde mir das Ding auf keinen Fall an die Backe.«

Ich beugte mich zu Herrn Dingeldein herüber, legte meine Hand auf seinen Arm und zwinkerte ihm zu. »Ich nehme es.«

Herr Dingeldein stand auf. »Sie können es sich ja noch überlegen, nicht wahr?« Er legte seine Visitenkarte neben die Unterlagen auf den Tisch. »Rufen Sie mich einfach an. Oder schicken Sie mir eine Mail. Dann werde ich für Sie den Erbschein beantragen.«

Herr Dingeldein klappte den Deckel seiner Aktentasche zu.

Papa hielt ihm die French Press entgegen. »Keinen Kaffee mehr?«

Der Anwalt hob abwehrend die Hände und klopfte auf seine Brust. Dorthin, wo das Herz saß. »Haben Sie noch einen guten Tag.«

»Der Kaffee war zu stark«, sagte ich, als die Wohnungstür ins Schloss gefallen war.

Justus roch an der Kanne und füllte seine Tasse. »Ich finde ihn genau richtig.« Dann schlurfte er zurück in sein Zimmer und ließ mich in der Küche allein.

Kapitel 2

Die Flucht

In den darauffolgenden Tagen vermied ich es, Großtante Käthe zu erwähnen. Dafür beschäftigte ich mich ausgiebig mit der Mappe, die Herr Dingeldein nicht wieder mitgenommen hatte. In ihr lag auch ein abgegriffener Prospekt, der aus einer Zeit stammte, als das Hotel noch Gäste hatte.

Villa Seelenfrieden

Wer um Gottes Willen kam nur auf so einen Namen! Und die Fotos! Mein lieber Scholli! Die Frauen trugen kurze bunte Röcke und weiße Lackstiefel mit Sohlen, die so dick wie Ziegelsteine waren. Die Frisuren waren hoch aufgeplustert. Die Männer auch, nur dass sie die Haare fein säuberlich zur Seite gescheitelt hatten. Die rosa Hemden lagen eng an und waren bis zur haarigen Brust aufgeknöpft.

Und sie tanzten offensichtlich zu einer mitreißenden Musik, die aus einer alten Musikbox zu kommen schien.

Mama hatte auch gern Musik gehört, aber erstaunlich wenig Punk. Unsere Plattensammlung war noch von ihr. Papa hatte sie nie verkauft, obwohl darunter rare Schätzchen waren, für

die manche Sammler einiges an Kohle auf den Tisch legen würden. Und diese Plattsammlung hätte uns beinahe das Genick gebrochen.

Die erste Ferienwoche war schon rum, als mein Vater mich weckte. »Du musst aufstehen, Adrian«, flüsterte er.

Ich brauchte einen Moment, bis ich mich aus meinem Traum heraussortiert hatte.

Ich war in einem hohen Raum gewesen, der eine Bibliothek zu sein schien. Und in der Mitte stand auf einer Säule eine Kristallkugel. Eine von der Art, die Hellseher immer benutzten. Irgendwas war mit ihr. Ich wusste, dass ich in sie hineingeschaut und sich mir etwas gezeigt hatte, das sehr seltsam gewesen sein musste.

Jedenfalls nahm ich das Gefühl der Verblüffung mit ins Erwachen.





»Was 'n los?«, brummte ich ein wenig orientierungslos.

»Wir müssen weg«, sagte Papa.

»Was heißt weg?« Die letzten Reste des Traums lösten sich auf. Das Licht der aufgehenden Sonne fiel durch die Jalousienschlitzte und blendete mich.

»Erzähl ich dir nachher«, sagte mein Vater ziemlich nervös.

»Ich habe das Nötigste ins Auto gepackt.«

Unser Auto, das war ein alter Ford Taunus Kombi. Papa fuhr ihn nur ganz selten, denn das Ungetüm verbrauchte zehn Liter auf hundert Kilometer. Und das konnten wir uns überhaupt nicht leisten. Wenn er ihn also mit unseren Habseligkeiten vollpackte, dann hatte Papa sich diesmal mit den falschen

Leuten angelegt. Dann waren wir auf der Flucht. Vor wem oder was auch immer.

Papa hatte mir saubere Klamotten ans Fußende des Bettes gelegt. Meinen Kleiderschrank hatte er bereits leergeräumt. Wie ich davon nichts mitbekommen konnte, ist mir bis heute ein Rätsel, denn wenn Papa eines nicht ist, dann leise.

»Komm, beeil dich!«, drängte er, die Klinke der Wohnungstür schon in der Hand.

»Moment!«, sagte ich. »Hast du die Platten?«

Mamas Sammlung. Die wollte ich auf keinen Fall zurücklassen.

Papa ließ die Schultern hängen und nickte. »Die hätte ich beinahe vergessen«, gab er zerknirscht zu. »Trag du die restlichen Sachen ins Auto, und mach die Ladefläche frei. Ich bring die Platten runter.«

Ich holperte mit zwei Taschen in der Hand die Treppe hinab und musste erst einmal schauen, wo mein Vater den Kombi abgestellt hatte. Er stand hinter der Litfaßsäule beim Kiosk am Ende der Straße, die Klappe weit offen.

»Alles gut?«, fragte Gopal, dem der Kiosk gehörte und bei dem ich mir ab und zu nach der Schule eine *Schnucktüte für'n Euro* holte. Gopal mochte mich, und ich mochte ihn, weil er als Einziger in der Stadt *Spunk* hatte, das Salzlakritz für Profis. Außerdem hatte er immer ein offenes Ohr für mich. Wenn es mir mal schlecht ging, packte er einfach zwei Spunkis obendrauf.

»Keiner war dran. Verreist ihr?«

»Frag einfach nicht«, stöhnte ich und schob die Ladefläche frei, damit Papa die drei Kisten mit Mamas Platten verladen konnte.

»Ich frage nicht«, antwortete Gopal todernst. »**Omerta**, wie die Mafia sagt: Schweigen.«

»Mafia?«, fragte ich. Ein ganz und gar unangenehmer Gedanke schoss mir durch den Kopf, und ich sah ihn misstrauisch an. Gopal begann hastig, die Zeitschriften in der Auslage zu sortieren, obwohl die gar nicht sortiert werden mussten.

»Weißt du was, was ich nicht weiß?«

Gopal ließ die Schultern sacken. »Zwei Kerle waren da. Groß wie Kühlschränke. Die haben mir ein Foto deines Vaters vor die Nase gehalten.«

»Uuund?«, fragte ich gedehnt.

»Nichts und.«

»Rück schon raus!«

»Womit soll Gopal rausrücken?«, fragte Papa keuchend.

Er hatte jetzt die erste der drei Kisten heruntergetragen, verschwitzt und vollkommen außer Atem.

»Hast du was mit der Mafia am Hut?«

Papa zuckte regelrecht zusammen. »Wer erzählt dir denn so was?« Mir entging der wütende Blick nicht, den er dem Kioskbesitzer zuwarf.

Gopal kam aus Südindien. Genaugenommen aus Kerala, ganz unten im Südwesten, wo es immer regnete, wie er mir

einmal erzählt hatte. Seine Hautfarbe war sehr dunkel, fast schwarz. Und trotzdem wirkte er jetzt erstaunlich bleich.

Papa hastete ins Haus zurück, um die zweite Kiste zu holen.

»Gopal?«, fragte ich misstrauisch.

»Spunk?«, fragte er nervös zurück und hielt mir ein kleines Schäckelchen mit Lakritzpastillen hin. »Geht aufs Haus.«



»Hat Papa sich irgendwelchen Ärger eingebrockt?«

»Auf einer geraden Straße ist noch nie jemand verlorengegangen.« Er schüttelte einladend die kleine Box und lächelte unsicher, wobei seine unglaublich weißen Zähne blitzten. Nur seine Augen flackerten ein wenig ängstlich.

Papa schleppte die zweite Kiste heran, warf einen nervösen Blick über die Schulter und hastete wieder ins Haus.

In diesem Moment fuhr ein schwarzer SUV mit dunkel getönten Scheiben im Schritttempo die Straße entlang und blieb dann abrupt stehen. Ich kannte mich mit den Dingern nicht aus, wusste aber, dass sie nicht billig waren. Und dieses Auto da, das spielte preistechnisch noch mal in einer ganz anderen Liga. Ich kniff die Augen zusammen.

»Es-ca-lade«, las ich auf der Heckklappe. Mann, das war kein Auto, sondern ein verdammt Panzer!

Ich sah, wie Gopal hastig das Fenster seines Kiosks zuschob und das Schild von *Geöffnet* auf *Geschlossen* drehte.

»So, das war die letzte Kiste«, keuchte Papa und drückte den Rücken durch, dass die Wirbel knackten.

»Kennst du die beiden?«, fragte ich ihn und zeigte auf die zwei Männer, die gerade aus dem Geländewagen stiegen.

Und wenn ich Männer sage, dann meine ich die Sorte, die volle Bierfässer mit bloßen Händen zerquetschen können. Wie groß mochten die beiden sein? Eins neunzig bestimmt, aber das konnte täuschen, denn sie waren auch BREIT! Die schwarzen Anzüge, die sie trugen, mussten maßgeschneidert sein. Solche Übergrößen bekam man nicht bei C&A. Die Glatzen glänzten schwitzig, obwohl der Escalade garantiert eine Klimaanlage hatte. Die Kerle sahen aus wie Zwillinge. Einer von ihnen holte einen Zettel aus der Innentasche seines Jacketts und faltete ihn auf. Offensichtlich konnte er nicht lesen, was darauf stand, denn der andere riss ihm den Wisch aus der Hand und drehte

Kapitän ähnlich ergangen war.

»Und wissen Sie, was das Beste ist?«, sagte ich. »Die *Villa Seelenfrieden* wird auferstehen. Denn eines war allen klar. Wir waren in der Tat

Reif für die Insel



Schlager

Junge, komm bald wieder, Freddy Quinn (1962)

Mendocino, Michael Holm (1970)

Immer wieder sonntags, Cindy & Bert (1973)

Ein kleines Glück, Salvatore Adamo (1972)

Schön ist es, auf der Welt zu sein, Roy Black & Anita (1969)

Hab Sonne im Herzen, Chris Roberts (1972)

Ein bisschen Spaß muss sein, Roberto Blanco (1997)

Griechischer Wein, Udo Jürgens (1971)

Gold und Silber lieb ich sehr, August Schnezler (1830)



